

katholischen Dom, Weihbischof *Walter Kampe* in der evangelischen Weißfrauenkirche, der Generalsekretär des Weltkirchenrates, *Philipp Potter*, in der Paulskirche. Vergeblich warteten die Zuhörer in der Dreikönigskirche auf Bischof *Albrecht Schönherr* aus Ost-Berlin. Er hatte keinen Antrag auf Ausreise gestellt, weil er von vornherein ohne Aussicht gewesen wäre. Auch die Teilnahme von Pfarrer *Beyers Naudé*, dem Direktor des christlichen Instituts für Südafrika, war am Widerstand seiner Regierung gescheitert.

Im Anschluß an die durchwegs überfüllten Gottesdienste traf man sich auf dem Römerberg zu einem „Abend der Begegnung“, auf dem Kirchentagspräsident Prof. *Kurt Sonthheimer*, Bischof *Kempf*, der hessische Synodalpräsident *Kissel* und Oberbürgermeister *Rudi Arndt* die Kirchentagsteilnehmer begrüßten. An über 50 Ständen informierten Parteien, Gemeinden, Gewerkschaften und kirchliche Einrichtungen über ihre Arbeit in Frankfurt. Daneben sorgten Frankfurter Mundartkünstler, die „Singing Sturts“, eine Gospel-Gruppe von sechs Jamaikanern aus Frankfurts Partnerstadt Birmingham, ein Waldenserchor aus Italien und die Peter-Janssens-Gruppe aus Telgte für gelöste Stimmung. Der (katholische) Bandleader und Komponist *Peter Janssens* gab dem ganzen Kirchentag — wie schon 1974 dem Katholikentag in Mönchengladbach — den musikalischen Akzent aus dem Bereich der Pop-Musik. Er gehörte mit seiner Gruppe zu den am meisten beschäftigten — und populärsten — Kirchentagsteilnehmern.

Der Andrang zur zentralen Eröffnungsveranstaltung am Donnerstagvormittag war so groß, daß die 10 000 Menschen fassende große Messehalle nicht genügend Platz bot, und 3000 Gäste in eine andere Halle ausweichen mußten. Im Zentrum dieses Vormittags, dem durch Gesprächspausen und Musik viel von der Strenge solcher offizieller Ereignisse genommen wurde, standen ein Vortrag von Prof. *Carl Friedrich von Weizsäcker* und ein Referat von Prof. *Tobias Brocher*, das *Klaus von Bismarck*, Intendant des WDR und Mitglied des Kirchentagspräsidiums, vortrug (Brocher mußte aus persönlichen Gründen kurzfristig seine Teilnahme absagen). Beide Referate bewiesen, daß der Kirchentagsleitung mit der Wahl des Losungswortes ein guter Griff geglückt war. Sie hatte damit ein Thema gefunden, das sowohl die individuelle und gesellschaftliche Existenz des Zeitgenossen wie auch seine Erwartungen an Kirche und Theologie trifft.

Der Psychoanalytiker Brocher ging vom „krassen Gegensatz von ständiger Steigerung der Selbstliebe und Überschätzung der eigenen Person und der gleichzeitigen Geringschätzung und Auswechselbarkeit“ des einzelnen aus. Er entstelle „das Bild des Menschen in einer Weise, die unsere Angst verstärkt“. Brocher plädierte für den *Mut, sich zu seiner Angst zu bekennen* (statt sie in „Scheinfreiheit“ zu verleugnen) und sie soweit als möglich zu überwinden. Als weitere Gründe der Angst nannte Brocher die Maßlosigkeit des Verlangens nach fortdauernder Lust und das *Kokettieren mit Allmachtsphantasien*, die die Ge-

schöpflichkeit des Menschen verschleiern und in allen Bereichen zu einem unmenschlichen Zwang zur Perfektion führen. Die Folge dieser Ängste sei die Vereinsamung, insofern jeder sich fürchtet, die eigene Angst beim anderen wiederzufinden. Überwindung der Angst sei möglich, „wenn wir uns öffnen und jene Liebe durch uns hindurch wirken lassen, die uns täglich am Leben erhält und jede Minute atmen läßt“.

Von Weizsäcker versuchte in einer Rede, die in exemplarischer Weise begriffliche Klarheit und Anregung zur Besinnung zu so etwas wie einer „wissenschaftlichen Predigt“ verband, das Phänomen Angst von verschiedenen Seiten zu beschreiben. Er unterschied begrifflich Angst und Furcht. *Furcht* sei die „affektive Besorgnis vor einer bestimmten Gefahr“, *Angst* „die Furcht vor unserer Unfähigkeit zum Frieden“. Als Beispiele dafür, wie sehr menschliches Handeln auf Furcht basiert (so daß jeder so handelt, daß er sich gegen das sichert, was er vom anderen fürchtet, wodurch sich das System der Befürchtungen selbst stabilisiert), nannte Weizsäcker das Problem der *Kernenergie* und der *Kriegsverhütung*. Im ersten Fall potenzieren Furcht vor Umweltzerstörung einerseits und vor Energiemangel andererseits die Schwierigkeiten, im zweiten Fall legitimiert die (begründete) Furcht vor der anderen Seite die eigenen „fürchterlichen“ Anstrengungen. Angst gründe sich auf die Unfähigkeit des Individuums, „mit sich selbst zusammenzuleben“, seine Identität zu finden. Der erstrebte Friede wäre die Wahrnehmung einer Lebensmöglichkeit, die individuelles und soziales Leben begründen kann. Die theologische Quintessenz: „Eben der Friede, um den die Angst sich fürchtet, ist das Thema des Evangeliums.“ Das Evangelium führe nicht nur aus der Angst in die Erkenntnis dessen, was sein müßte, sondern gibt eine „Erfahrung der Wirklichkeit des Friedens über die Forderung der Moral hinaus“.

Einen Kontrast zu dieser theoretischen Seite des Vormittags brachten die von *Lotte Lorenz* gesungenen Chansons und die Predigt des Stuttgarter Stadtdekans *Peter Kreyssig* über Joh 16, 33, in der noch einmal in bezug auf das Referat von Brocher die Liebe als die Kraft beschrieben wurde, durch die Gott in der Welt gegenwärtig ist und die Angst überwindet, die Liebe, die in Jesus Christus ihre Anschaulichkeit und ihre Hoffnung hat.

Der Markt der Möglichkeiten

Nach dieser theoretischen Einführung — Weizsäcker: „Der Sprung in die Praxis kommt bei uns Abendländern früh genug. Manchmal ist Besinnung notwendiger.“ — war nachmittags der Andrang zum „Markt der Möglichkeiten“ um so größer. Der Markt, der in dieser Form erstmalig stattfand, war so etwas wie ein „*Schaufenster*“ der *Aktivitäten an der kirchlichen Basis*. Die Teilnehmer hatten sich auf eine Ausschreibung des Kirchentages hin gemeldet und in eigener Verantwortung dann ihre etwa 120 Messestände

vorbereitet. Das Angebot enthielt Dia-Schauen, Tonbildvorführungen, Verkaufsstände und vielfältige Diskussionsmöglichkeiten. Allgemein war es die Absicht der Verantwortlichen, nicht nur zu informieren, sondern die Besucher möglichst unmittelbar in die Erfahrungen hineinzunehmen, um die es jeweils ging. Außerdem sollte der Markt nicht nur zwangloses Gespräch ermöglichen, sondern auch „Spaß machen“. So konnte sich, wer wollte, an allen möglichen Spielen beteiligen, sich malend oder schreibend produktiv entfalten, selbstverständlich sich auch durch Spenden „erleichtern“ und nicht zuletzt auch mitten im Trubel sich auf Liegeflächen von den Strapazen erholen.

Da nach Auskunft der Kirchentagsleitung einzige Teilnahmebedingungen die Bezogenheit der Gruppen und ihrer Arbeit auf das Thema des Kirchentags sowie die Bereitschaft zur Kooperation mit Andersdenkenden waren, hatte sich eine Fülle heterogener Verbände, Vereine und Aktionsgemeinschaften zusammengefunden: neben den Christen für den Sozialismus präsentierte sich der Evangelische Arbeitskreis der CDU, neben der Anti-Apartheid-Bewegung die Gesellschaft für Menschenrechte (die sich für Verfolgte im Ostblock einsetzt), die action 365 war ebenso vertreten wie das Diakonische Werk, amnesty international, die Christliche Friedenskonferenz und die Evangelische Frauenhilfe. Überdurchschnittlich viele Stände befaßten sich mit Problemen der Dritten Welt, wobei der Schwerpunkt auf Schwarzafrika (und seinem von Weißen beherrschten Süden) und Lateinamerika lag. An einem Nachmittag demonstrierten acht junge Strafgefangene an einem Stand ihre Situation. Beim Evangelischen Arbeitskreis der CDU stellten sich u. a. Werner Dollinger, Helga Wex und der bayerische Justizminister Karl Hillermeier zur Diskussion, die Christliche Friedenskonferenz wartete mit Vertretern Hanois und des Vietcong aus Paris auf. Bei soviel „Pluralismus“ konnte es nicht ausbleiben, daß Kritiker das Angebot als „verwirrend und fragwürdig“ bezeichneten. Prof. Wolfram Engels (Frankfurt) beanstandete die zu undifferenzierte, „dilettantische“ Darstellung der Probleme der Dritten Welt. Die Mehrzahl der Besucher war allerdings angetan vom Einfallsreichtum und dem Engagement der Beteiligten — zumal man ja realistisch keine umfassende Darstellung der jeweiligen Probleme erwarten konnte, sondern nur eine Darstellung der Art, wie verschiedenste kirchliche Gruppen mit ihnen umgehen.

Überdies bestimmten die „spektakulären“ Stände keineswegs das Gesamtbild. Auf eine durch ihre Unmittelbarkeit sehr beeindruckende Weise führten etwa die Bodelschwingschen Anstalten in Bethel in die Probleme Behinderter ein. Wo ergibt sich sonst schon die Gelegenheit, aus eigener Anschauung die Arbeit mit Behinderten zu beobachten und sich darüber hinaus, etwa an der Töpferscheibe, an ihr zu beteiligen? Wer bekommt schon alltäglich die Situation Obdachloser — oder gar ein Papuahaushaus! — hautnah zu Gesicht?

Starke Resonanz fand auch die „Projektgruppe Glaubensinformation“, eine Gruppe von Studenten um Prof. Helmut Thielicke (Hamburg), die in „Glaubensbriefen“ (Auflage bisher 200 000) in leicht verständlicher Sprache zu zentralen Fragen der Bibel und des Glaubens Stellung nehmen. An einem Tag wurden an diesem Stand stündlich bis zu 900 Besucher gezählt.

Disput zwischen Hans Küng und Heinz Zahrnt

Der theologische Höhepunkt des Kirchentags war das Gespräch zwischen Prof. Hans Küng und Heinz Zahrnt, dem theologischen Chefredakteur des Deutschen Allgemeinen Sonntagsblattes, über „das Christliche am Christentum“, das an drei Abenden zwischen 3500 und 6000 Zuhörer verfolgten. Ein Beobachter sprach boshaft von einer „Veranstaltung des Piper-Verlags“, in dem bekanntlich von beiden Rednern Bestseller zum gleichen Thema erschienen sind. Zahrnt umschrieb die Absicht des Gesprächs einleitend mit einem Satz von Karl Rahner: „Ich glaube, daß das ökumenische Gespräch auf die Dauer nur dann weiterkommt, wenn es gleichzeitig Gespräch mit der Welt von heute ist, die ganz andere Fragen an das Christentum stellt, als die Konfessionen sie gegenseitig zu stellen pflegen.“ In dieser Perspektive wurden zentrale Probleme der Christologie und der christlichen Praxis heute in der Sicht der beiden Theologen besprochen. Praktisch funktionierte das so, daß nach einführenden Thesen von Küng, in denen er jeweils Ergebnisse seines Buches „Christ sein“ zusammenfaßte, Heinz Zahrnt ein Statement abgab, bevor man dann ins Zwiegespräch eintrat, um sich anschließend noch einigen Fragen aus dem Publikum zu stellen. Die Ankündigung des zweiten Abends unter dem Thema „Wer ist Gott?“ war insofern irreführend, als es dabei nicht umfassend um die Gottesfrage ging, sondern um das Bekenntnis zu Jesus von Nazareth als dem Christus, d. h. um die Frage, „was Jesus mit Gott zu tun hat“.

Christ ist nach Küng der, „der seine Menschlichkeit, Gesellschaftlichkeit und Religiosität von Christus her zu leben versucht“. Küng insistierte auf der Einheit von Person und Sache Jesu und plädierte für einen klaren und unmißverständlichen Rückbezug auf Jesus Christus einerseits und andererseits für Toleranz gegenüber allen, die ohne Christus menschlich und religiös leben und handeln. Wer dieser Christus als das unterscheidend Christliche ist, versuchte Küng in einem ersten Durchgang durch die Zusammenfassung dessen, was man vom historischen Jesus weiß, zu sagen. Jesus war weder Priester noch Revolutionär, weder asketischer Ordensmann noch frommer Moralist und insofern provokatorisch nach allen Seiten. Er habe weder eine theologische Theorie noch ein neues Gesetz verkündet, auch nicht sich selbst, sondern das Reich Gottes, die „Sache Gottes“, die identisch sei mit dem Wohl des Menschen. Dem stimmte Zahrnt zu: „Gott und die Welt,

das Heil und das Wohl der Welt gehören zusammen“, „die Wirklichkeit Gottes will in der Wirklichkeit der Welt erkannt werden“. Dieses Gottesverständnis sei der Inhalt der Botschaft Jesu, die deshalb ohne die in ihr zum Ausdruck kommende besondere Beziehung Jesu zu Gott, geschweige denn ohne den Gottesgedanken selbst, nicht verstanden werden könne. *Vielmehr sei von Jesus her die Antwort auf die Frage nach Gott zu gewinnen.* Zahrnt: „Ich glaube Jesus seinen Gott — das ist meine Antwort auf die Frage: wer ist Gott?“ Die Frage nach der besonderen Beziehung Jesu zu Gott, die sich in seinem provozierenden Auftreten, in dem er sich als Sachwalter Gottes über geheiligte Überlieferungen hinwegsetzte, gestellt habe, ist nach Küng in der Auferweckung Jesu beantwortet. In ihr wurde nach dem Glauben der Gemeinde sein Anspruch, der am Kreuz desavouiert schien, von Gott her bestätigt. Ohne den Glauben an den Auferstandenen fehle dem Glauben an den Gekreuzigten die Bestätigung und Ermächtigung, der Auferwekungsglaube sei die Grundlage der Kirche gewesen und geblieben.

Der dritte Abend stellte die Frage nach dem Proprium einer christlichen Ethik. Dieses bestimmte Küng als *Orientierung an der konkreten geschichtlichen Person Jesu* als dem Christus, von dem her ein neuer Lebensstil, eine neue Grundhaltung und eine neue Zielbestimmung sich ergeben würden. Weil Jesus als der Christus nicht nur „ethisches Vorbild“, sondern auch Ermöglichung des Handelns sei (nicht nur „du sollst“, sondern auch „du kannst“), sei für christliche Ethik der Primat des Empfangens (Rechtfertigung durch Gott) vor dem Primat der Leistung (Selbstrechtfertigung) charakteristisch. Dies unterstrich auch Zahrnt: *auf seinem tiefsten Grunde sei Leben nicht Arbeit* (wie Marx behauptet), *sondern Gnade*. Ein „strapaziöser Moralismus“ sei deshalb unchristlich, weil er von sich und den anderen zuviel verlange. Grunderfahrung des Christen sei, „daß die letzte unbedingte Macht über alles menschliche Dasein Liebe heißt“, die ihrerseits nur empfangen, nicht „gemacht“ zu werden braucht, aber zum Engagement für die Brüder drängt. Dieses Engagement kann dadurch gelassen und befreiend sein, weil es nicht alles von sich selbst erwarten muß.

Zum Schluß ihres Dialoges — bei dem vor allem auf der Seite Zahrnts etwas zu viel selbstsichere Rhetorik bisweilen störte — kamen die beiden Redner auf *Postulate an die ökumenische Praxis* zu sprechen. Entscheidend sei es, trotz der scheinbaren Stagnation auf der Ebene der Kirchenleitungen nicht zu resignieren, angesichts der Tatsache, daß es im Bewußtsein der Christen „vorwärtsgehe“. Zahrnt forderte, von Küng bestätigt, u. a. *gemeinsame Kirchenbauten, gemeinsame Gemeinderäte und gemeinsame Kirchentage*. Küng nannte als — bei allem eigenen Reformwillen wichtige — katholische Rückfragen an den Protestantismus die nach der Einheit in Glaube und Kirchenstruktur und nach der Stellung der Sakramente im kirchlichen Leben.

Immer noch Schwierigkeiten mit der Politik?

Die erstaunliche Einmütigkeit, die sich beim theologischen Dialog auf dem Podium und im Publikum zu ergeben schien, wollte sich in politischen Fragen auch nicht annähernd einstellen. Die politische Diskussion spielte sich vor allem in den Arbeitskreisen ab, die am Freitag- und Samstagnachmittag unter den Themen „*Der Mensch zwischen Selbstbehauptung und Hingabe*“, „*Menschen zwischen Sicherheit und Freiheit*“, „*Menschen zwischen Macht und Ohnmacht*“ und „*Die Menschheit zwischen Bewahrung und Veränderung*“ das im Markt der Möglichkeiten demonstrierte theoretisch zu bündeln versuchten. Heftige Kontroversen gab es bei einer Podiumsdiskussion der Arbeitsgruppe 2, an der sich neben dem Industriepfarrer *Wilhelm Fahlbusch* und dem Gewerkschaftsvertreter *Werner Vitt* u. a. *Philipp von Bismarck* (CDU-Wirtschaftsrat) und *Dorothee Sölle-Steffensky* beteiligten. Von Bismarck wurde schon zu Beginn mit einem Pfeifkonzert (er piff kräftig zurück, die Situation dadurch entkrampfend), Frau Sölle mit frenetischem Beifall empfangen. Während von Bismarck davon ausging, daß wir in gewisser Hinsicht frei, in anderer Hinsicht unfrei seien, woraus sich die Verantwortung für die Freiheit — vor allem die der anderen — und (im Sinne der „Mannheimer Erklärung“ der CDU) das Engagement für die unfreien Gruppen ohne große Lobby als Aufgaben ableiten würden, erklärte Frau Sölle lapidar, wir seien weder sicher noch frei. *Der einzige Ausweg sei der Sozialismus*, ohne den es keine Demokratie gebe. Mit dieser Parole heizte sie Emotionen an, war aber weniger als je zuvor bereit, in der Darstellung sowohl der gegenwärtigen wirtschaftlich-gesellschaftlichen Probleme wie auch des postulierten Sozialismus zu differenzieren.

Während Pastor Fahlbusch meinte, man müsse an konkreten Fragen in den Streit eintreten, hielt Frau Sölle den Dialog schlechthin für überflüssig, weil bei ihm doch nur das herauskomme, „was wir jetzt haben“. Ihre Selbstsicherheit rechtfertigte sie theologisch: Jesus habe nicht von verschiedenen Möglichkeiten gesprochen, sondern von einem, das nottut; das sei heute eben der Sozialismus; Jesus Christus nehme die Angst vor dem Sozialismus. Daß solche Vereinnahmungen des Glaubens für die eigene politische Position immer noch Beifall finden, war erstaunlich. Frau Sölle gehörte zweifellos einmal zu den politisch und theologisch anregenden Kirchentagsrednern, heute vermag höchstens noch ihre persönliche Überzeugtheit zu beeindrucken, während die beharrliche Weigerung, präzise zu argumentieren, und die Beschränkung auf demagogische Formulierungen an ihrem demokratischen (und christlichen) Verantwortungsbewußtsein zweifeln lassen. Nach der mißglückten Diskussion ging das Plenum (zum Teil auf ein Siebtel der ursprünglichen Zuhörerschaft reduziert) ans *Verabschieden von Resolutionen*. Ohne Möglichkeit zu redaktionellen Änderungen und zur Diskussion (erlaubt waren nur je eine Wortmeldung pro und contra) wurden

immerhin so „gewichtige“ Resolutionen verabschiedet wie die, daß die Kirche sich nicht mehr „von der CDU vorschreiben läßt, was sie zu tun und zu lassen hat“ und daß sie das Bündnis mit den Sozialisten suchen müsse. Die Art und Weise, wie Frau Prof. Zahn (Bad Homburg) die Abstimmung leitete, sprach demokratischen Spielregeln Hohn und veranlaßte den Hamburger Hauptpastor Reblin („ich stehe Frau Sölle politisch näher als Herrn von Bismarck“) zu der erregten Feststellung, hier werde eine „makabre Schau“ abgezogen. Nach den Erklärungen von Frau Sölle, für sie gehöre Demokratie unabdingbar zum Sozialismus, hätte man auch von ihr eine Stellungnahme erwartet. Während der Resolutionsfarce, deren einziger Ertrag eine Blamage für die Arbeitsgruppe 2 war, saß sie aber vor der Halle und ließ sich interviewen.

Wie schwierig, aber auch wie ertragreich ein Gespräch zwischen Sachverständigen ist, die nachdenken können und die praktische Situation im Blick haben, zeigte sich bei der Diskussion zwischen Prof. Kurt Biedenkopf und Erhard Eppler, die allerdings *fast etwas zu wenig kontrovers* verlief, weil sich beide Politiker global sowohl in der Bestandsaufnahme wie der Zielbestimmung einig waren. Bei allem „Zwang zur Solidarität“ ergeben sich ja die Streitfragen doch in der Regel an konkreten Einzelpunkten. Im Grunde waren sich beide Partner in dieser „Sternstunde“ (nach Epplers eigener Bezeichnung) einig, daß man Strukturen ändern müsse, wenn man Werte erhalten wolle, daß man aber die Ursachen für die gegenwärtigen Schwierigkeiten nicht *nur* bei anonymen Strukturen suchen dürfe. Einigkeit herrscht auch in der *Kritik der Zustände im Gesundheitswesen und auf dem Bildungssektor*. Eppler sprach sich deutlich für einen Wechsel von praktischen und theoretischen Phasen im Bildungsgang aus und bezeichnete — wie auch Biedenkopf — die gegenwärtige Numerus-clausus-Politik als unsinnig (eine Oberschwester könne mehr über die Befähigung eines Menschen zum Arztberuf sagen als ein Studienrat durch seine Zensuren). Zur Frage der Arbeitsplätze sagte Eppler, die Arbeitslosigkeit sei z. T. strukturell bedingt, Biedenkopf erklärte, niemand könne bei der Mobilität der heutigen Wirtschaft jedem zu jeder Zeit einen Arbeitsplatz in dem Bereich garantieren, für den er ausgebildet wurde (zum Thema Arbeit hielt der Bochumer Sozialethiker Günter Brakelmann ein vielbeachtetes Referat). Einmütig plädierte man für einen Strukturwandel im öffentlichen Dienst, wo die Beamtenschaft noch die Privilegien aus dem Obrigkeitsstaat und dazu die modernen Rechte des Arbeitnehmers habe. Biedenkopf wies auf die Wertkonkurrenz hin, die sich unter Umständen zwischen Sicherheit und Freiheit ergebe und die bei aller grundsätzlichen Solidarität zu gegensätzlichen politischen Entscheidungen führen könne. Übereinstimmend wurde die Forderung der Bereitschaft zum Verzicht auf allen Seiten erhoben. In der kurzen Plenumsdebatte wurde Biedenkopf gefragt, warum er, wenn er schon so weitreichende Vorstellungen habe, nicht den Sozialismus einführen wolle. Eppler nannte die Frage „töricht“. Die

Einführung eines neuen „Systems“ sei illusionär, das unsere lohne die Arbeit an seiner Weiterentwicklung.

Ein weiterer politischer Höhepunkt des Kirchentages war die *Podiumsdiskussion über die Stellung der Kirche in der Gesellschaft*, an der sich Bundeskanzler Helmut Schmidt, Kultusminister Bernhard Vogel (daß er bei der Begrüßung heftige Pfiffe und Buhs — wohl als CDU-Mann, nicht als Präsident des Zentralkomitees der Katholiken — über sich ergehen lassen mußte, war peinlich), Pfarrer Heinrich Albertz, Verfassungsrichter Helmut Simon, Landesbischof Eduard Lohse, Bundestagsvizepräsidentin Liselotte Funcke und Prof. Trutz Rendtorff beteiligten. Ziemlich einhellig votierten sie für die Volkskirche als „Haus Gottes“, zu dem alle Zugang haben (Rendtorff). Die Politisierung beschreite den Weg zur Sekte. Vogel meinte, es gebe zwar keine christliche Politik, aber politische Entscheidungen, die eindeutig dem Evangelium widersprechen. Die Aufgabe der Kirche bestehe wesentlich in ihrem Beitrag zur Wahrung der Grundwerte und ihrer eigenen „ansteckenden“ Praxis. Auf keinen Fall — darin war man sich einig — dürfe die Kirche in der Art einer pressure group auftreten.

Da sich auch in diesem Kreis bald die *Frage nach den Radikalen* stellte, sah sich Helmut Schmidt zu einer Begriffserklärung veranlaßt. Man dürfe nicht das Grundgesetz als ganzes als bloßes Angebot verstehen (das dann recht verschieden realisiert werden könne), sondern müsse unterscheiden zwischen den Bereichen, wo es Katalog von klaren Geboten und Verboten ist (z. B. Recht auf Freiheit und körperliche Unversehrtheit), und den Bereichen, in denen es Angebot ist (z. B. weiterer Ausbau der Sozialordnung).

Ungewöhnlich war sicher, daß ein Auftritt eines Politikers schon eher in den Bereich sehr persönlicher „Frömmigkeit“ fiel. Finanzminister Hans Apel machte es seinen Zuhörern mit dem Bekenntnis zu seinem „alten Adam“ (ich schließe Kompromisse, „die auch faul sein können“) und seiner Beziehung zu Gott („Wenn ich in Not bin, sage ich: ‚Vater, hilf mir‘. Das hilft mir, und ich kann weiter leben“) die Entscheidung schwer, ob sie peinlich oder brüderlich berührt sein sollten. Die meisten entschieden sich wohl für das letztere.

Zulauf zu den religiösen Veranstaltungen

Vielfältig war das Angebot an religiösen Veranstaltungen, die durchwegs stark besucht waren. Zu den vor-mittäglichen *Bibelarbeiten* kamen bis zu fast 9000 Zuhörer. Dabei hatte mit Abstand den stärksten Zulauf Pfarrer Jörg Zink, Stuttgart. Besonders beeindruckend war die Auslegung der Gethsemane-Geschichte durch den jüdischen Schriftsteller und Theologen Schalom Ben-Chorin (die Arbeitsgemeinschaft „Juden und Christen“

machte darüber hinaus durch einen Vortrag von Prof. *Ernst Simon*, Jerusalem, über Martin Buber und eine Diskussion über die Nahost-Frage von sich reden).

Nach den Nachmittagsveranstaltungen fand jeweils in der mit fast 3000 Teilnehmern überfüllten Kongreßhalle ein „*Abendgebet zur Sache*“ statt, das mit meditativer Musik, Bildbetrachtung und Fürbitt-Gebet Gelegenheit zur Besinnung bot. Reichlichen Zuspruch fand auch ein Angebot von „Beratung, Seelsorge, Beichte“. Soweit die „frommen“ Veranstaltungen nicht auf Bibelauslegung bezogen waren, ging es in ihnen mindestens ebensoviel, wenn nicht mehr, um Gelegenheit zu zwangloser Begegnung wie um Liturgie im herkömmlichen Sinn. Zumindest bei der „*liturgischen Nacht*“ schien dabei manchen Beobachtern der Begriff Liturgie für ein „Happening“ strapaziert worden zu sein. Wenn von Liturgie mit Recht verlangt wird, sie müsse festlich sein und solle Freude machen, heißt das ja noch nicht, daß alles, was Spaß macht, auch schon Liturgie ist. Im Kreis der 10000 entstand zwar viel Begeisterung und Lust an Bewegung, Spiel, Begegnung und spontaner Aktion, aber es gelang nicht recht, zu Besinnung und Stille und zur Vergegenwärtigung der Inhalte des Festes zurückzufinden. Auf ihre Art wesentlich liturgischer war da zweifellos die von Peter Janssens und seiner Band gestaltete Beatmesse.

Die eindrucksvollste geistliche Veranstaltung war aber ohne jeden Zweifel der *Schlußgottesdienst*, bei dem 50000 Menschen auf dem Rasen des Rebstockparks lagerten. Man umging dabei den Dualismus von Kundgebung mit vielen Grußworten und Gottesdienst dadurch, daß man die potentiellen Redner (bis auf Ministerpräsident *Albert Osswald*, der sich vor dem Gottesdienst mehr als Christ denn als Repräsentant seines Landes an den Kirchentag wandte) in den Gottesdienst einbezog. Der griechisch-orthodoxe Bischof *Irineos*, der methodistische Bischof *Sommer* für die Freikirchen, Bischof *Kempf* und Kirchenpräsident *Hild* lasen die Texte (Jesaia, Micha und Qumran), die sich alle auf die eschatologische Hoffnung bezogen. Prof. *Sontheimer* und Minister *Vogel* sprachen Gebete für die Einheit der Christen. In die Fürbitten teilten sich *Philipp Potter* („Ich bin ein Pfarrer . . .“), ein Behinderter, ein Bundeswehrsoldat und eine Mitarbeiterin einer Beratungsstelle. Einen tiefen Eindruck hinterließ das Vater-unser-Lied, das *Potter* im Wechsel mit den Gottesdienstteilnehmern sang. Hier stellte sich etwas von der bei aller Spontanität doch auf die Sache bezogenen Begeisterung ein, die neue liturgische Versuche erreichen wollen. Landesbischof *Claß* konzentrierte in seiner Predigt über Röm 8, 18—25 die Arbeit des Kirchentages noch einmal auf das Thema der in der Auferstehung Christi begründeten Hoffnung. Sendungsrede und Segen übernahm Bischof *Kurt Scharf*, der dabei zum *Kirchentag 1977 nach Berlin* einlud, in der Hoffnung, „daß in Berlin das Kreuz der Versöhnung hoch aufgestellt und gesehen werden kann — vielleicht sogar über ganz Deutschland hinaus“.

Auftrieb für den Kirchentag

Nach dem Kirchentag schien die Prognose seines Präsidenten durchaus nicht zu hoch gegriffen, daß nämlich „die geistige und geistliche Kraft des deutschen Protestantismus und seiner ökumenischen Geschwister trotz offenbar fortschreitender Tendenzen der Säkularisierung nicht im Schwinden begriffen ist, sondern sich durch *Qualität, lebendige Vielfalt und Innovationsfähigkeit* auszeichnet“. Die Hoffnung, dieser Kirchentag werde in der inneren Versöhnung im Protestantismus einen Schritt weiterführen, hat nicht getragen. Es war nicht zu übersehen, daß die *Bereitschaft, aufeinander zu hören, gewachsen* ist. So war man doch erstaunt, zu hören, daß eine Reihe von Teilnehmern bereits am Stuttgarter „*Gemeindetag unter dem Wort*“ (vgl. ds. Heft S. 368) teilgenommen hatte, also nichts von der Unvereinbarkeit der beiden Treffen hielt. Noch erstaunlicher war die Tatsache, daß nach Schätzungen der Kirchentagsleitung *20 bis 30% der Teilnehmer Katholiken* waren. Offensichtlich ist das Interesse für die „andere Seite“ und die Bereitschaft zur Kooperation im Kirchenvolk inzwischen beträchtlich gewachsen. Die selbstverständliche Einbeziehung der katholischen Repräsentanten in die offiziellen Veranstaltungen war ein sympathisches Zeichen der Gastfreundschaft.

Anlaß zum Optimismus könnte auch die *starke Beteiligung der Jugend* bieten. Aber gerade in diesem Punkt wird man mit der Beurteilung der Zahlen vorsichtig sein müssen. Denn die wichtige Gruppe der „älteren“ Jugendlichen (zwischen 25 und 30) schien — ebenso wie die Gruppe der „Mittelalterlichen“ (zwischen 30 und 50) — deutlich unterrepräsentiert, und die Motivationen der sehr jungen Leute zur Teilnahme mögen recht unterschiedlich sein. Sicher zählen dazu nicht nur das religiös-kirchliche Interesse, sondern auch der Spaß an der „goldenen“ Freiheit von Elternhaus und Schule. Trotzdem bleibt die hohe Präsenz dieser Altersstufe (die auch beim letzten Katholikentag zu verzeichnen war, vgl. HK 1974, 543 ff.) ein bemerkenswertes Faktum.

Noch schwerer ist die Frage zu beantworten, ob die politischen Fronten im Protestantismus abgebaut sind. Schon die Wahl der Lösung zeigte, daß man sich mehr als früher wieder um elementare menschliche Probleme bemüht, die zwar ihre Konsequenzen für die Politik (wie auch für Frömmigkeit und Theologie) haben, aber in der politischen Dimension eben nicht aufgehen. Manche Vorgänge schienen darauf hinzuweisen, daß die Gruppe derer, die in erster Linie eine möglichst radikale Veränderung des „Systems“ anstreben und die von daher alle, die unsere gesellschaftliche Wirklichkeit kritisieren und verbessern wollen, für inkonsequent oder unehrlich halten, doch größer ist als vermutet. Nicht immer unproblematisch ist auch die Art, in der man die sogenannten Berufsverbote in Kirche und Staat zu dem Problem unserer demokratischen Ordnung hochstilisiert. Gewiß hat die Kirche das Recht

und die Pflicht zu protestieren, wenn Freiheit mit Mitteln verteidigt wird, die der Freiheit widersprechen. Christen sollten nur darüber die Aufgabe nicht vergessen, die sie positiv in der Auseinandersetzung um die Grundwerte des Zusammenlebens haben. Wenn Freiheit, Toleranz und Rechtsstaatlichkeit fragwürdig werden, wäre das Votum der Kirche im Namen dieser Prinzipien zugunsten Radikaler ohne Begründung und damit letztlich unglaubwürdig, wenn sie sich nicht gleichzeitig überzeugend und einfallsreich für diese Werte als solche und für einen breiten auf ihnen basierenden Grundkonsens einsetzt.

Sollte eine neue Frontlinie zwischen „fromm“ und „politisch radikal“ verlaufen, wäre das bestimmt kein Fortschritt. Die Indizien weisen aber vorerst nicht in diese Richtung. Immerhin haben sowohl die geistlichen wie die politischen Veranstaltungen großen Zulauf gefunden, und die Mehrzahl der Teilnehmer war ersichtlich mehr an differenzierter Auseinandersetzung im Sinn von Eppler und Biedenkopf als am revolutionären Pathos bestimmter Resolutionen interessiert (deren Einfluß wahrscheinlich kaum über den Kreis ihrer Verfasser hinausreicht). Eine Wertung dessen, was man landauf landab das *Wiedererwachen*

der Frömmigkeit nennt, ist äußerst schwierig und sicher noch verfrüht. Eine Frömmigkeit, die sich an sich selber freuen und das politische Engagement sowie die kritischen Anfragen aus der Theologie und der geistigen Landschaft verdrängen würde, wäre in keiner Kirche eine tatsächliche Konzentration auf die Mitte des Christentums. Nur unbekümmertes Frommsein würde auch keinen realistischen Blick für die menschlichen Fragen bekommen, an denen es selbst neu aufgebrochen ist. Andererseits ist ein *verstärktes Interesse für Schrift und Liturgie* (inspirierende Modelle stehen hier noch aus) Zeichen für das Wachsen der Erkenntnis, daß alle *solidarische Identifikation mit der Welt* die Kirche nicht weiterbringt, wenn sie sich nicht hinreichend der *Frage nach ihrer Identität* stellt. Es war ein Glücksfall, daß die Losung des Kirchentags auch konsequent zum Grundthema der Veranstaltungen gemacht wurde (wenn auch nicht überall in der Anschaulichkeit und Prägnanz der Referate Brochers und von Weizsäckers). Denn gerade am Thema Angst und Hoffnung ließ sich vielfältig zeigen, was die Kirche zu sagen hat und was ihre Aufgaben sind — fern von Schwärmerei und Depression.

Hans Georg Koch

Forum

Bedarf der Christ des Alten Testaments?

Eine Antwort auf die Entgegnung von Prof. Joseph Ratzinger in HK, Mai 1975, 253 f.

Die Reaktion von Prof. Ratzinger auf meinen Artikel in Heft 2, S. 77—84 erscheint mir zwar verständlich, aber aus folgenden Gründen dennoch nicht gerechtfertigt:

1. Wie bereits der Untertitel erkennen ließ — „Der Ausfall des Alten Testaments im gegenwärtigen kirchlichen Bewußtsein“ —, verstand sich der Artikel als *Problem-anzeige*. Angesichts der von Ratzinger ja nicht bestrittenen *faktischen* Bedeutungslosigkeit des AT für das gegenwärtige kirchliche Bewußtsein schien es mir wenig sinnvoll zu sein, die von niemandem bestrittene These von der Einheit der beiden Testamente einfach zu wiederholen, da sich bei näherem Zusehen — und bei der weiteren Ausarbeitung dieses Aufsatzes — immer deutlicher zwei Fragen aufdrängten: a) Ist man sich in unserer Kirche überhaupt darüber im klaren, von welcher geringer faktischer Bedeutung das alttestamentliche Erbe für unser gegenwärtiges

kirchliches Leben und Denken ist? b) Wenn das AT zu den unaufgebbaren Grundlagen der christlichen Theologie gehört, es aber keinen nennenswerten innerkirchlichen Einfluß ausübt, muß dann nicht damit gerechnet werden, daß in der gegenwärtigen Theologie und Verkündigung etwas Wesentliches nicht zur Sprache kommen könnte, weil es sich (z. B. in der Gnaden- oder Gotteslehre) nur in der Begegnung mit dem AT erkennen läßt?

Gewiß lagen hier Rückfragen nahe — und auf sie hoffte ich im Grunde auch, weil sie sehr rasch aus dem bloß verbalen Bekenntnis zum AT herausführen könnten. Leider traten an ihre Stelle nur Selbstrechtfertigungen.

2. Es trifft nicht zu, daß in meinem Aufsatz nur *ein* Standpunkt als die allein zulässige Exegese hochgespielt wurde. Bei meinem Einspruch gegen die von Ratzinger vorgetragene Interpretation von Ex 3, 13—15 sowie gegen seine Deutung des sogenannten Vätergottglaubens stützte ich mich auf die Arbeiten von A. Alt, M. Noth, G. von Rad, G. Fohrer, A. Deissler, P. de Vaux, S. Herrmann, W. Zimmerli u. a. m. Natürlich gibt es auch vereinzelte Auslegungen von Ex 3, 13—15 im Sinne Ratzingers, doch stellen sie Ausnahmen dar, die sich in der gegenwärtigen alttesta-